

Allein auf der Alp. Ein Ziegenhirt im Tessin

Giorgio Aurelio, geboren 1953, Alphirt und IV-Rentner.

Wenn Giorgio im Sommer mit den Ziegen auf der Alp ist, zuhinterst im Gebirge zwischen der Schweiz und Italien, dann kommt es vor, dass Touristen neugierig durch die Fenster der *capanna*, der Alphütte, gucken, um einen Blick auf den echten *indigeno*, den Eingeborenen, zu erhaschen. Da scheint die Welt in Ordnung: fröhliches Ziegemecker, appetitliche *formaggini* und eine freie Sicht auf eine scheinbar unendliche, unbewohnte Berglandschaft.

«*Sull'alpe vado bene*», sagt Giorgio, diese viereinhalb Monate von Mitte Mai bis Ende September seien eigentlich die einzige Zeit im Jahr, während der es ihm gut gehe. In dieser Zeit hat er viel Arbeit, und er hat die Natur. Auch wenn es wochenlang regnet und er keine Menschenseele sieht, macht ihm das nichts aus. «*Anche l'acqua è bella se la prendi bene.*» Die Menschen können ihm nichts anhaben auf der Alp. Wenn du mich unten im Tal triffst, erklärt mir Giorgio, und mir da etwas Verletzendes sagst, behalte ich es in mir drin, und es quält mich. Auf der Alp kannst du irgendwas zu mir sagen, es kann mir nichts anhaben. Im September kommt Giorgio von der Alp ins Tal und gibt die Tiere an deren Besitzer zurück. Damit endet alljährlich seine Bergbauernarbeit. Er besitzt keine Tiere, kein Land. Die zwei Drittel des Jahres, die jetzt anbrechen, sind schwer zu ertragen. Keine Arbeit, eine triste Wohnung, keine Abwechslung. Giorgio ist 45 Jahre alt, alleinstehend, HIV-positiv und hat ein hartes Leben hinter sich. Zweimal hat er versucht, sich das Leben zu nehmen.

Mitte September kommt Giorgio von der Alp herunter: «*Dopo sto bene ancora un mese, si vede che per un mese ho dell'energia ancora, e dopo comincio, va giù e giù, finché arrivo nel mese di marzo son proprio, non dico per terra, però ...*» Für einen Monat hat er jeweils noch Energie, dann geht's bergab, und im März sei er ganz unten. Der Winter ist trist im Tessiner Bergtal. Schon am frühen Nachmittag verschwindet die

Sonne hinter den Bergen. Leute, die keiner regelmässigen Arbeit nachgehen, treffen sich in der Dorfkneipe, wo immer die gleichen Figuren anzutreffen sind. Geredet wird über das wenige, was passiert, und so steigern sich oft die Emotionen an zwischenmenschlichen Bagatellen. Giorgio hält sich heraus aus diesen Treffen. Er sitzt zuhause und sieht fern, übergibt sich der Depression in seiner Einsamkeit. Nicht die materiellen Probleme stehen im Vordergrund: *«Adesso ricevo l'AI, allora ho già una paga fissa.»* Mit 1600 Franken monatlich lebt Giorgio, das reiche ihm, da er allein sei. Er ist IV-Bezüger, weil er seit sechs Jahren HIV-positiv ist. *«Ogni sei mesi faccio gli esami e i valori scendono sempre.»* Die Blutwerte sind am Fallen, doch Giorgio fühlt sich noch nicht krank. Er schreibt es seinem jährlichen Aufenthalt auf der Alp zu, dass er noch nicht krank geworden ist. Am Tag, als er erfuhr, dass er HIV-positiv ist, sei er schockiert gewesen, aber jetzt habe er sich damit abgefunden. Vor allem, wenn er arbeite, denke er nicht daran. Deshalb ist Giorgio immer froh, wenn der Winter vorbei ist. Im Frühling beginnt er wieder ein wenig zu arbeiten für die Leute im Dorf: Gartenarbeiten, Holzspalten. Für Leute, die nicht motorisiert sind, ist es kaum möglich, einer regelmässigen Arbeit ausserhalb des Tals nachzugehen, da die Postautoverbindungen sehr schlecht sind. Die Arbeiten, die man Giorgio im Tal anbietet, sind meist Schwerarbeiten, er trägt Brennholz von der Strasse zu den entlegenen Häusern. Solche Arbeiten beginnen ihn wegen seines angeschlagenen Gesundheitszustands zu belasten.

Ich hatte einmal gehört, dass Giorgio über ein Dutzend Geschwister habe. Tatsächlich ist er das viertletzte von zwanzig Kindern. *«Solo una madre.»* 22 Kinder wären es, wenn nicht zwei gestorben wären. Eines der verstorbenen Kinder hiess Giorgio, er erbte den Namen. Giorgio ist das viertletzte Kind, Nummer siebzehn. *«Tutti i miei fratelli, li conosco per nome, ma ognuno fa la sua storia.»* Giorgio weiss zwar die Namen seiner Geschwister, hat aber kaum Kontakt zu ihnen. Man sehe sich vielleicht alle zehn Jahre einmal, zuletzt beim Tod seines Vaters. Eine Schwester wohne in Locarno, er gehe aber selten zu ihr, sie habe eine Familie. Giorgio hat keine Familie. *«Chissa che bello dev'essere vivere in una buona famiglia.»* Schön müsse es sein, in einer guten Familie zu leben. Beneidet er Leute, die so leben?

«*Non è invidia, è nostalgia.*» Nicht Neid würde er das nennen, sondern Sehnsucht – nach etwas, das er nie hatte. Eine Schwester könnte er um Unterstützung angehen, denn sie sei «*piena di soldi*», steinreich, weil sie einen Bankier geheiratet habe, aber Giorgio will nicht um Wohltätigkeit betteln müssen, da gehe er lieber «*rubare*», stehlen.

Kürzlich hat sich einer seiner Brüder erschossen. Giorgio hat das auf der Alp durch Freunde erfahren. Ihn hätten sie nicht einmal benachrichtigt und zur Beerdigung eingeladen. «*Non ho ricordi*», sagt Giorgio fast warnend vor Beginn des Gesprächs, als ich ihn auf seine Familie anspreche, absolut keine Erinnerungen, wirklich nichts.

Die Mutter ist schon lange gestorben, als Giorgio noch klein war. Giorgio hat keine Erinnerungen mehr an sie. Ein paar Jahre alt muss Giorgio gewesen sein, als die Mutter starb, denn sie hatte ja noch drei Kinder nach ihm. 22 Kinder hat Giorgios Mutter zur Welt gebracht, sie hatte also quasi jedes Jahr ein Kind? «*Ogni nove mesi, sai, siamo tutti in scala: uno, uno, uno, uno, e poi c'è un vuoto e poi ci riprende.*» Alle neun Monate ein Kind, dann eine kurze Pause, und dann habe sie wieder von vorne begonnen. Als dann alle 22 geboren waren, hat die Mutter nicht mehr lange gelebt. Sie war bei ihrem Tod etwa so alt wie Giorgio jetzt, Mitte vierzig. Grosse Familien waren nichts Aussergewöhnliches zu jener Zeit im Tessin, nicht immer gerade 22, aber neun, zehn oder elf sei normal gewesen. Giorgio denkt, dass er vielleicht aus einer der zahlreichsten Familien der Schweiz stammt. Er erinnert sich, dass man ihn jeweils in den Sommerferien nach Intragna zu einer Familie mit elf Kindern gebracht habe. Jene Familie ist ihm in guter Erinnerung geblieben. Eine Familie mit zehn Kindern, da habe man noch den Überblick. Da habe er deutlich den Unterschied zu seiner eigenen Familie gespürt. Sein Vater sei unfähig gewesen, die Familie zusammenzuhalten. Giorgio hat sich später gedacht, wenn sein Vater dazu fähig gewesen wäre, hätten sie sogar ein ruhiges Leben gehabt. Sie hätten ja sogar reich sein können. Zwanzig Kinder, die dir «*la paga*», den Lohn, nach Hause bringen, «*basta che ti organizzi bene*», du brauchst nur gut zu organisieren.

Giorgios Familie lebte im Valle Morobbia, oberhalb Bellinzona, heute die Naherholungszone für die Bellinzonesi, die dort ihr Wo-

chenendhäuschen haben. In den fünfziger Jahren war das Valle Morobbia noch sehr bevölkert. Die Firma, in der sein Vater arbeitete, gibt es nicht mehr, *«metteva giù i pavimenti di linoleum»*, er war Bodenleger. Gern würde Giorgio wieder zurückkehren, aber er hat in jenem Tal keine Existenzgrundlage. Sein Elternhaus, in dem die zweite Frau, die Witwe seines Vaters, wohnt, gehöre nach deren Tod sicher dem Staat. Seine Familie habe nur mit dem Sozialstaat überlebt, und drum sei sie sicher hoch verschuldet.

Vom Vater sind Giorgio nur schlechte Erinnerungen geblieben, dass er ihn angeschrien hat, dass er ihn geschlagen hat, *«pochi, pochi ricordi, e questi pochi son tutti brutti»*. Das einzige, was ihm in den Sinn kommt, ist, wie er sich schützend vor die Schwester gestellt habe, der Vater mit dem Riemen stand über sie beide gebeugt, um sie zu schlagen. Null Erinnerungen habe er, ausser schlechte. Er habe mit Leuten gesprochen, die ihm gesagt haben, wenn einer viel schlechte Erinnerungen habe, dann lösche er sie aus, um nicht verrückt zu werden. Nachher, mit den Drogen, sei es natürlich noch schlechter geworden mit den Erinnerungen. Jetzt, seit er wirklich ganz aufgehört habe mit den Drogen, beginne er sich wieder besser zu erinnern. Er beginne auch wieder zu träumen, schöne Sachen, aber nie von der Familie, immer von Freunden.

Wie lange blieb Giorgio im Tal, in dem er aufgewachsen ist? *«Allora, fa mi pensare bene, io penso, a otto anni, no, bugiardo, bugiardo, io ho fatto la prima elementare al mio paese e dopo mi hanno messo in collegio a Bellinzona.»* Giorgio denkt lange nach. Die erste Primarschulklasse habe er in seinem Dorf absolviert, nachher habe man ihn ins Internat nach Bellinzona gebracht. Also müsse er etwa sieben Jahre alt gewesen sein. Die Primarschulzeit verbrachte er im *collegio*. Anschliessend haben sie ihn versetzt nach Pollegio in der Nähe von Biasca. In jenem von katholischen Priestern geführten Internat blieb er bis zum Ende der Schulzeit, bis er fünfzehn war. Bei den Priestern ging es Giorgio gut. Er hat es geschätzt, was man ihm dort beibrachte. *«Sono contento di esser stato dai preti, un' educazione mi hanno dato. Sai, non sono un ragazzo stupido.»* Eine Erziehung habe er von den Priestern bekommen, sie hätten ihn auch etwas gelehrt, er sei nämlich nicht dumm. Gut gegangen sei es ihm bei den Priestern,

abgesehen davon, dass er jeden Tag zur Messe gehen musste. Natürlich schlugen sie auch mal, in Einerkolonne habe man antreten müssen, um die Schläge zu empfangen, aber man habe wenigstens gewusst, weshalb. Es seien Strafen gewesen für Dinge, von denen man wusste, dass man sie nicht tun durfte, das sei normal.

Im Verlauf des Gesprächs beginnt sich Giorgio nach und nach zu erinnern. Immer wieder ruft er erstaunt aus: *«Adesso comincio a ricordarmi!»* Sein Vater wollte ihn nicht wieder zuhause haben, aber Giorgio bestand darauf, im Hause seiner Mutter sein zu dürfen. *«Vai fuori di qui e io dicevo di no, qui è la casa di mia madre.»* Der Streit mit dem Vater gipfelte darin, dass Giorgio zurückschlug: *«Adesso sono io che picchio te. – So, jetzt werde ich Dich schlagen! – Tu picchiavi sempre me, adesso ti picchio io.»* Und er schlug seinen Vater. Dann kamen die Sozialarbeiter, und man brachte Giorgio ins Erziehungsheim. Hier wehte ein anderer Wind. *«Oh dio! Quando facevi una cosa male ti mettevano in prigione.»* Wer nicht parierte, den steckte man ins Gefängnis. Man musste täglich arbeiten bei einem, der jedesmal schimpfte, wenn man einen Fehler machte.

In der Erziehungsanstalt lebte Giorgio, bis er zwanzig war. Eine Berufsausbildung hat er keine. Eigentlich sollte er Pöstler werden. Er weiss nicht mehr, warum er es nicht geschafft hat. *«Non ho avuto il coraggio di andare a fare gli esami, e dopo ho smesso tutto».* Er habe nicht den Mut gehabt, zu den Prüfungen zu gehen, habe alles an den Nagel gehängt. Und dann habe das Unglück begonnen, hier und dort ein bisschen Drogen, eine feste Bleibe habe er nie gehabt. Und wovon lebte er? *«Eh, andavamo rubare»*, man sei eben klauen gegangen. *«La nostra grande aspirazione era da rubare, non so perché.»* Klauen sei das Wichtigste gewesen, damit brüstete man sich. Es habe gut funktioniert, man hielt zusammen: *«Sai, tre disperati, tutti assieme – era una solidarietà, anche se non era giusta.»* Die Solidarität von drei Hoffungslosen – so sei es gewesen, auch wenn es nicht recht war. Wenn er damals zu mir gekommen wäre, hätte er sich sofort umgeschaut und sich gefragt: *«Was kann ich der stehlen, vielleicht den Computer?»*

Vier Jahre sass Giorgio insgesamt im Gefängnis, immer mal wieder. Eine Therapie habe man ihm nie angeboten, das gab es zu jener Zeit noch nicht im Tessin. Der *Servizio sociale* habe zwar schon

existiert, aber die hätten ihn jeweils mit Mogadon abgespeist, damit er schlafen konnte – *«e basta»*. Was er jetzt mit mir mache, über sein Leben sprechen, seine Probleme, so etwas habe es nicht gegeben.

Seit etwa einem Monat ist Giorgio drogenfrei. Er musste fünf- undvierzig werden, um damit aufzuhören, meint er. Die einen werden vierzig, die andern fünfzig oder noch älter, aber einmal komme der Moment, um aufzuhören. Bei ihm sei die Drogengeschichte jetzt endgültig vorbei. *«Ho diminuito adagio, adagio, non so neanche, perché l'ho fatto, un giorno mi son dimenticato a prenderlo, ho detto christo, dio.»* Giorgio hat langsam seinen Methadonkonsum reduziert, eines Tages hat er vergessen, es zu nehmen, er weiss eigentlich auch nicht, weshalb. *«Adesso sto bene, sto bene, ma sai, ho tante cose dentro da butare fuori che non riesco.»* Jetzt gehe es ihm gut, meint Giorgio, noch vor kurzer Zeit hätte er auch nicht so ein Gespräch führen können, er hätte gar nicht gewusst, was die Wahrheit sei, und er hätte nicht sprechen können. Er fühle jetzt, dass da so viele Dinge in seinem Innern seien, die er rauswerfen müsse und noch nicht könne.

Auf seinen Vater war Giorgio lange nicht gut zu sprechen. Wurde er auf ihn angesprochen, *«mi veniva tutta la cattiveria e non potevo far altro d'insultarlo»*. Eine lang aufgestaute Wut fühlte er in sich drin, beleidigen musste er ihn. Jetzt langsam beginnt Giorgio zu verstehen, dass das Leben für seinen Vater vielleicht auch nicht einfach war, aber *«prima non potevo capire. Non potevo capire che chiamano amore quello.»* Giorgio konnte nie begreifen, dass man das Liebe nennt. Sich eine Frau nehmen, sich dann einfach sexuell abreagieren, sich unkontrolliert gehenlassen, zwanzig Kinder zeugen, wer mache denn so etwas. Sein Vater habe viele Probleme gehabt, so sieht es Giorgio heute, er sei jeweils nach Hause gekommen, um sich abzureagieren.

Giorgio freut sich darauf, dieses Jahr ohne Methadon in die Berge zu gehen. In den letzten Jahren nahm Giorgio jeweils die ganze Portion für viereinhalb Monate mit auf den Berg. Kam er nie in Schwierigkeiten, dieses Quantum gleichmässig einzuteilen? Die Angst, eines Tages nichts mehr zur Verfügung zu haben, sei so gross, dass er nie in Versuchung gekommen sei, höhere Dosen einzunehmen. *«Senza metadona non riesci neanche a mungere una capra»*, ohne Methadon hätte er nicht einmal eine Ziege melken können. Die Alp

war für Giorgio das Umfeld, das es ihm ermöglicht hat, langsam mit der Droge aufzuhören. Die Einsamkeit, die Stabilität der eigenen Welt, des eigenen Tagesablaufs, keine Verunsicherung von aussen, das seien günstige Bedingungen. *«Pian, pianino»*, langsam und kontinuierlich begann er, die tägliche Dosis zu reduzieren. *«Forse è anche la fede che mi ha salvato, ci penso al signore, comincio a sentire una voce dentro.»* Auch der Glaube habe ihn möglicherweise gerettet, meint Giorgio, natürlich sei er nicht religiös in dem Sinne, dass er dauernd bete und in die Messe gehe, aber er beginne, auf eine Stimme in sich zu hören und an Gott zu denken. Geht seine Religiosität auf die Internatszeit bei den Priestern zurück? Hat ihm die Religion schon damals geholfen? *«No, no, era noioso, tutti giorni a messa, il rosario due volte al giorno, sai quante Ave Maria per uno che ha quattordici anni, sono tante.»* Nein, damals sei Religion langweilig gewesen: täglich zur Messe gehen, zweimal täglich einen Rosenkranz beten, eine unzumutbare Anzahl Ave Maria für einen Vierzehnjährigen.

Gerettet wurde Giorgio durch das Tal, in dem er jetzt lebt: *«La valle mi ha salvato»*. Dafür ist er dankbar. 1986 kam er ins Valle Q., *«perché cercavo fumo»*, weil er etwas zu rauchen suchte. Das Tal ist bekannt als Aussteigertal, in dem viele immerwährende und ehemalige Freaks und Aussteiger leben. Da lernte er seine heutigen Freunde kennen, die ihm die Alpwirtschaft beibrachten. Er ist dann im Tal hängengeblieben, zuerst einige Jahre ohne festen Wohnsitz, einen Tag bei R., einer Freundin, die eine Art Institution für alle Gestrandeten darstellt, einen Tag bei T., dem er bei der Landarbeit half und der ihm beibrachte, wie man mit Kühen umgeht. Und im Sommer natürlich auf der Alp. Die Arbeit der Bergbauern war Giorgio von Kind auf vertraut wie den meisten Tessinern seiner Generation, die in den Tälern gross geworden sind. Sie gefiel ihm aber eigentlich gar nicht, denn als Kind wurde Giorgio dazu gezwungen. Jeden Sommer während der Ferien schickte man ihn nach Catto oberhalb von Ambri-Piotta in der Leventina. Und wenn er nicht hart arbeitete, schlug man ihn.

Giorgios Freunde im Valle Q., selber Bergbauern und Söhne von Bergbauern, haben ihm die Landwirtschaft wieder nahegebracht. Heute ist er überzeugt, dass ihn diese Arbeit vor dem Absturz rettet.

Fühlt er sich auch freier auf der Alp? Frei könne man eigentlich nicht sagen, geistig sei er frei, aber die Arbeit sei hart. Jeden Morgen um vier Uhr aufstehen und die sechzig Ziegen und die Kühe melken, Käse produzieren, die Hütte in Ordnung halten, abends die Ziegen wiederum melken und, wenn sie nicht von selber antraben, im Gebirge suchen gehen und zusammentreiben, abends den Käse pflegen: schmieren, putzen, drehen; dann die Käserei putzen, Käsetücher waschen, Holz bereitstellen für das Feuer.

Die Tiere, mit denen Giorgio auf die Alp zieht, gehören einem Bauern im obersten Dorf im Tal, der ihm die Treue hält. *«Per trovare gli animali, tu fai fatica, non tutti danno i loro animali a uno che si droga.»* Nicht alle geben ihre Tiere einem Drogenabhängigen. Es sei ihm auch schon passiert, dass er Tiere versprochen bekommen habe, und nachher habe man ihm abgesagt mit der Begründung, ein *«drogato»*, der stehle die Ziegen. Der Bauer, der ihm die Ziegen gebe, wisse, dass er sie gut behandle und sie in gesundem Zustand wieder zurückbringe. Er bekomme sie allerdings nicht aus karitativen Gründen zur Betreuung. Das sei ein Geschäft. Giorgio muss dreissig Franken pro Ziege bezahlen, darf dann aber den Käse, den er produziert, auf eigene Rechnung verkaufen. Es reiche gerade, um einigermaßen davon zu leben. Für die Miete der Alp muss er 800 Franken bezahlen. Er macht keinen Gewinn mit seiner Arbeit, Ausgaben und Einnahmen halten sich die Waage. Für ihn als Alleinstehenden gehe das, wenn er Familie hätte, würde es nicht reichen.

Giorgio macht diese Arbeit nicht in erster Linie aus ökonomischen Erwägungen, obwohl er kaum etwas anderes arbeiten könnte. Giorgio gefällt es, selber verantwortlich zu sein für seine Arbeit. Berglandwirtschaft könne auch sehr hart sein, wenn man mit den einheimischen Bauern zusammenarbeiten müsse. *«Harte Burschen»* seien es, nicht böse, sie arbeiten sechzehn Stunden täglich, man arbeite immer zusammen, aber während eines ganzen Tages würden kaum zehn Worte gewechselt.

Jahr für Jahr muss Giorgio beim Patriziat des Tales um Erlaubnis fragen, um die Alp bewirtschaften zu können. Normalerweise erhalte man die Erlaubnis jeweils für sechs Jahre. In seinem Fall muss er jedoch *«anno per anno»* wieder nachfragen, weil man zuerst sehen

wolle, wie er arbeite. Jetzt ist er in gutem Einvernehmen mit dem «*patriziato*». Bevor er zur Alp ging, musste er ans Landwirtschaftsdepartement schreiben wegen seiner HIV-Infektion, da er ja Käse produziert. Jetzt sei die Sache geregelt, da man wisse, dass man auf diese Weise Aids nicht verbreiten könne. Giorgio ist sehr zufrieden mit seiner Arbeit auf der Alp. Er ist stolz darauf, dass er einen guten Ruf als Äpler hat im Valle Q.

Warum ist es gerade in diesem Tal möglich, so zu leben? Das Tal sei ein Spezialfall. Es ist belebt, hat aber wenig Tourismus. Leider beginne die Situation aber auch hier für viele Einheimische von Jahr zu Jahr schlechter zu werden. Die Leute hätten kapiert, dass es rentabler sei, die Häuser zu renovieren und dann zu verkaufen oder sie teuer als Ferienwohnung anstatt an Einheimische zu vermieten. So hat einer wie Giorgio, der monatlich 1600 Franken zur Verfügung hat, immer mehr Mühe, eine Wohnung zu finden. Sobald die Leute merken, dass sie etwas verdienen können, verschlechterten sich die Beziehungen. Auch für die Bergwirtschaft sei das schlecht. Die Möglichkeit, etwas zum Wohnen zu finden, wo man auch Tiere halten könne, verringern sich. Bergbauern hat es deshalb immer weniger, nur noch neun seien es jetzt in seinem Tal.

Nach Giorgio müsste auch der Kanton etwas unternehmen, um die Bergbauern davor zu schützen, dass ihre Arbeit dem Profit preisgegeben wird. Aber der Kanton wolle die Berglandwirtschaft rationalisieren, wolle höchstens noch ein paar mittlere und grosse Betriebe unterstützen: «*Il cantone cerca di mettere tutto assieme. Ogni anno escono regole nuove e tu che sei piccolo non ce la fai, son troppe storie.*» Es gehe darum, dass der Kanton im Grunde genommen die Landwirtschaft als Nebenerwerbszweig, wie sie in den Tessiner Tälern noch vor einer Generation von allen Bewohnern betrieben wurde, abschaffen wolle. Früher nahm einer seine Ziegen, ging zur Alp, produzierte Käse und verkaufte ihn. Jetzt gehe das nicht mehr. Man brauche diese und jene Ausweise, Kurse da, Kurse dort, ein bürokratischer Kram sondergleichen. Gegenwärtig muss Giorgio einen Kurs besuchen, damit sein Käse die Bezeichnung «*d.o.c.*» (*denominazione di origine controllata*) tragen kann resp. muss, einen Hygienekurs mit Käservorschriften für Tessiner Käse. Eine weitere Schikane sieht

Giorgio darin, dass nur noch ein Anrecht auf Subventionen hat, wer ein zusammenhängendes Landstück besitzt oder einen entsprechenden Pachtvertrag vorweisen kann. Die Realität für viele kleine Tessiner Bergbauern bestehe aber eben gerade darin, dass sie hier und dort ein Stückchen Land besässen. Oder gar keines, wie er. Was mache da einer, der seine zwei Ziegen habe und sonst nichts? Er müsse im ganzen Tal herumrennen, um die offizielle Erlaubnis zu erhalten, da und dort ein Stück Wiese zu mähen. Ein Aufwand, der mehr und mehr abschrecke und deshalb die Berglandwirtschaft zum Erliegen bringe.

Am Winter trägt Giorgio schwer, aber seit er mit dem Methadon aufgehört hat, fühlt er sich auch in der Zeit besser, in der er keine Arbeit hat. *«Adesso comincio anche ad uscire. E a casa non guardo più la tele. La odio, la tele. Adesso ascolto tanto musica classica.»* Giorgio beginnt wieder, einmal täglich auszugehen, um im Restaurant die Zeitung zu lesen. Das Fernsehen hat er plötzlich zu hassen begonnen. Seit Wochen verbringt Giorgio seine Zeit damit, klassische Musik zu hören. Er musste für einen Nachbarn, der nach Sardinien ausgewandert ist, die Wohnung räumen. Unter den Sachen, die zum Wegwerfen bestimmt waren, gab es auch einen Stapel klassische Schallplatten und einen Plattenspieler. Die hat Giorgio zu sich genommen. Er kannte die klassische Musik nicht. Er hört die Platten immer und immer wieder. Sie haben ihm eine neue Welt eröffnet.

Die Tessiner Berglandwirtschaft und der Modernisierungsprozess

Der Kanton Tessin hat sich in den letzten 50 Jahren (mit einem riesigen Entwicklungssprung in den 60er/70er Jahren) von einem vorwiegend ländlichen, von der Berglandwirtschaft geprägten Kanton zu einem modernen Kanton entwickelt, in dem der tertiäre Sektor dominiert (69,7 % der berufstätigen Einwohner/innen) und die Landwirtschaft nur noch unbedeutend ist (1,6 % der berufstätigen Einwohner/innen). Die Bevölkerung konzentriert sich heute in den städtischen Agglomerationen rund um Lugano, Locarno, Bellinzona und Mendrisio. Die vielen Bergtäler, in denen vor allem Landwirtschaft betrieben wurde, haben sich massiv entvölkert. Während etwa im Valle Onsernone, einem der traditionellerweise ärmsten Tessiner Täler, Ende des letzten Jahrhunderts noch über dreitausend Leute wohnten, so sind es heute rund viermal weniger. Mehr als die Hälfte der in den Tälern ansässigen Berufstätigen arbeitet ausserhalb des Tales.

Die Landwirtschaft als traditioneller Arbeitssektor vor allem im Nebenerwerb hat in den Bergtälern massiv abgenommen, vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten. Während die Abnahme im ganzen Kanton zwischen 1980 und 1990 bei ungefähr 38,6 % lag, so haben z.B. im Valle Onsernone, einem früher fast ausschliesslich von der Landwirtschaft geprägten Tal, die in der Landwirtschaft Tätigen um fast zwei Drittel abgenommen.

Der Schrumpfungsprozess in der Landwirtschaft ist gleichzeitig ein Konzentrationsprozess. Dies hat die Lebensrealität der Tessiner Bevölkerung im Verlauf der letzten Jahrzehnte insofern verändert, als die in den Tälern ansässige Bevölkerung früher mehrheitlich Landwirtschaft als Subsistenzwirtschaft oder im Nebenerwerb betrieben hat. Fast alle in den Tessiner Bergtälern ansässigen Familien hielten – unabhängig davon, ob sie im selbständigen oder im angestellten Verhältnis berufstätig waren – wenigstens ein paar Tiere, vorwiegend Ziegen. Dass Landwirtschaft vor allem als Nebenerwerb abgenommen hat, wird deutlich am Beispiel der Tierhalter: Während noch in den 50er Jahren die Mehrheit der Tierhalter nur eine bis zwei Kühe besaßen, so ist das Verhältnis heute genau umgekehrt: Die Mehrheit der Tierhalter besitzt heute zwischen 20 und 30 Kühe.

Dieser Konzentrationsprozess ist in engem Zusammenhang mit der neueren Landwirtschaftspolitik zu sehen, die Landwirtschaft als Nebenerwerb zusehends erschwert und unrentabel macht. Während noch bis vor wenigen Jahren landwirtschaftliche Subventionen an eine Mindestzahl von Tieren geknüpft waren, die es auch Besitzern von beispielsweise nur 5 Ziegen erlaubte, in den Genuss von Subventionen zu gelangen, so setzen die seit ein paar Jahren eingeführten Direktzahlungen bei einer Mindestgrösse des landwirtschaftlichen Betriebs ein, die gerade die im Berggebiet im Nebenerwerb tätige Bevölkerung nicht mehr berücksichtigt.

Quellen

Annuario statistico ticinese, 1997, Cantone.

Annuario statistico ticinese, 1997, Comuni.